



rowohlt
e-BOOK

Katharina
Herzog

Zwischen
dir und
mir
das
MEER

Roman

LITERATUR
SPIEGEL
Bestseller



Katharina Herzog

**Zwischen dir und mir das
Meer**

Roman

Für Marco

Es ist, was es ist, sagt die Liebe.

Erich Fried

Prolog

Mariella – Ravello, August 1972



Das fremde Mädchen trug ein rosafarbenes Kleid mit einer breiten Spitzenborte am Saum und weiße Schnallenschuhe. Mariella starrte aus dem Baumschatten wie gebannt auf das hellbraune Haar, das dem Mädchen bis über die Schultern fiel. Die Korkenzieherlocken wippten bei jedem Schritt. Noch nie war Mariella jemandem begegnet, dessen Haar so weich aussah.

«Topolino!», rief das Mädchen mit heller Stimme, während es den Pfad hinaufeilte, der Scala – das Dorf, in dem Mariella wohnte – mit Ravello verband. «Topolino, wo bist du?»

Auf der Höhe von Mariellas Versteck blieb sie schwer atmend stehen und sah sich suchend um, sodass Mariella Zeit hatte, sie aus der Nähe zu betrachten. Mit den riesigen Augen, der

Himmelfahrtsnase und dem kleinen Mund sah sie aus wie eine dieser vornehmen Porzellanpuppen, die im Wohnzimmer von Tante Edna überall herumsaßen. Einmal hatte Mariella eine davon angefasst und von ihrer Tante prompt eine Ohrfeige dafür bekommen. Das Mädchen hier hatte eine genauso weiße Porzellanhaut, viel heller als die von Mariella. Bestimmt durfte sie nur mit Sonnenschutz rausgehen und musste immer darauf achten, dass sie sich nicht schmutzig machte. Mariella grinste, als das Mädchen sich hinunterbeugte, auf seine Fingerspitzen spuckte und einen Fleck von seinen Schuhen rieb. Dabei schimpfte es leise vor sich hin. Als das Mädchen aufschaute, zog Mariella den Kopf ein. Aber es war zu spät, man hatte sie entdeckt.

«Was gaffst du mich an?», fuhr sie Mariella an. Ihre Augen hatten eine ungewöhnlich helle Farbe. Sie waren silbrig grün, wie die Blätter des Olivenbaumes, hinter dessen Stamm Mariella sich versteckt hatte – und hinter dem sie nur zögernd hervortrat.

«Wen suchst du?» Nervös schob Mariella mit dem nackten Fuß einen Stein fort. Obwohl sie am liebsten weggeschaut hätte, hielt sie dem bohrenden Blick des Mädchens stand. Ihre Hände verbarg sie hinter dem Rücken, denn heute Morgen hatte sie Babbo im Garten geholfen und immer noch dunkle Ränder unter den Nägeln.

«Meinen Kater.»

«Dein Kater heißt Topolino? *Mäuschen?*»

Das Mädchen reckte das Kinn. «Er ist noch ein Baby. Hast du ihn gesehen?»

«Wie sieht er aus?»

«Er ist schwarz. Ganz schwarz. Bis auf einen kleinen weißen Fleck an der Nase. Ich muss ihn unbedingt finden. Er kennt sich hier nicht aus.»

«Ich kann dir helfen, ihn zu suchen!», rief Mariella. Die Schatten der Olivenbäume reichten noch nicht über den Pfad. Bis Babbo Antonio sie zum Abendessen rufen würde, hatte sie noch genug Zeit. Und ihr war langweilig. Im August fahren alle, die ein paar Lire übrig hatten, ans Meer. Außer Babbo und ihr blieben nur alte Leute in Scala.

Das Mädchen nickte gnädig. Trotz der feinen Schuhe mit den kleinen Absätzen flitzte es überraschend schnell über den staubigen Pfad.

«Topolino! Topolino!!! Jetzt komm endlich her, du nutzloser Kater!», rief sie herrisch, aber Mariella hörte genau, dass sie Angst hatte. Sicherlich machte sie sich Sorgen um ihren Kater. Als eins ihrer Kaninchen vor ein paar Wochen aus seinem Gehege ausgebrochen war und Mariella gefürchtet hatte, der böse Hund der Nachbarin könnte es erwischen, hatte ihre Stimme ganz genauso hell geklungen.

«Wie heißt du?», fragte sie, um das Mädchen abzulenken.

«Francesca», antwortete die andere, während sie weiter angestrengt nach dem Kater Ausschau hielt. «Und du?» Es klang nicht so, als ob sie das wirklich interessierte.

«Mariella. Wohnst du in Ravello?»

«Ja. Meine Eltern, mein Bruder und ich sind vor zwei Wochen von Neapel hierhergezogen. Mein Vater verkauft jetzt Zitronen.»

Sie verdrehte die Augen. «Ich wäre lieber in der Stadt geblieben. Wir hatten ein Haus an der Promenade, und von da aus konnte man auf den Vesuv schauen. Und meine beste Freundin Angela hat nur eine Straße weiter gewohnt.»

Mariella spürte, wie Francesca sie aus den Augenwinkeln begutachtete, und sie bereute es, dass sie nicht wenigstens ihre guten Sandalen angezogen hatte. Ihr rotes Trägerkleid hatte über dem Saum einen langen Riss.

«Und jetzt habt ihr kein schönes Haus?»

«Doch, natürlich. Aber hier gibt es nichts. Nur Zitronenbäume.»

Mariella ahnte jetzt, wer das Mädchen war. Bestimmt war ihr Vater Babbos neuer Chef. Nachdem der alte Giovanni Anfang August in den Ruhestand gegangen war, erntete ihr Vater von nun an für einen Mann namens Salvatore Forlani Zitronen. Die Forlanis waren in die Villa oberhalb von Ravello gezogen. Sie hatte Fenster, die bis zum Fußboden reichten, erzählte man sich im Dorf, und in jedem Zimmer einen Fernseher.

«Und du? Wohnst du auch in Ravello?», fragte Francesca und hob die Augenbrauen. Anders als die von Mariella wuchsen sie bei ihr nicht wild und störrisch, sondern lagen wie zarte Halbmonde über ihren Augen.

«Ich wohne in Scala.» Mit ausgestrecktem Arm deutete Mariella den Pfad hinauf. Dann versteckte sie die schmutzige Hand schnell wieder hinter ihrem Rücken. Unsicher stand sie da und bohrte ihren großen Zeh in den trockenen Boden, als ein

klägliches Miauen sie aufschauen ließ. Es klang wie das Weinen eines Babys.

Francesca fuhr herum. «Topolino!» Ungeachtet ihres hübschen Kleides, stürzte sie sich in die stacheligen Büsche der Macchia, die sich rechts und links von ihnen ausbreitete. Mariella folgte ihr. Der durchdringende Geruch von Rosmarin, Thymian und Lorbeer schlug ihr entgegen. Doch statt des Katers stakste eine weiß-schwarze Ziege mit einer großen bimmelnden Kupferglocke um den Hals auf sie zu. Francesca schob das Tier ungehalten fort und kämpfte sich weiter durch das Dickicht.

Sie entdeckten ihn in der Krone eines ausladenden Olivenbaums, und obwohl er sich gut zwei Meter über ihren Köpfen befand, konnte Mariella sehen, dass das Tier am ganzen Körper zitterte. Auch Francescas Unterlippe bebte. «Topolino! Was machst du denn da oben?», rief sie. Mutlos schaute sie den dicken Stamm hinauf. Selbst die untersten Äste waren noch zu hoch, als dass sie danach hätte greifen können.

Mariella war fast einen Kopf größer. Und sie war eine gute Kletterin. Ohne lange nachzudenken, fasste sie nach einem Ast und stieß sich vom Boden ab. Ihre bloßen Füße fanden an der rauen Rinde Halt, und nur wenige Sekunden später stand sie aufrecht auf einem Ast und angelte mit einer Hand nach dem Kater. Mariella wunderte sich, dass ein Tier, das so winzig war, so laute Töne ausstoßen konnte. Topolino krallte sich mit aller Kraft an dem Ast fest, auf dem er saß, und Mariella musste tüchtig ziehen, bis er ihn endlich losließ. Sie presste das Tier an sich und hangelte sich den Baum hinunter.

«Danke!», sagte Francesca, als Mariella ihr den immer noch fauchenden Kater reichte. Von ihrer bestimmenden Art war nicht mehr viel übrig. «Topolino hat dich verletzt.» Sie zeigte auf Mariellas zerkratzte Hände.

«Nicht schlimm», wiegelte Mariella ab, obwohl die blutigen Schrammen wie Feuer brannten.

«Ich bringe ihn jetzt besser nach Hause», sagte Francesca mit Blick auf den kleinen Kater. Er hatte sich fest in den Stoff ihres Kleides gekrallt, aber sie verzog keine Miene. Dabei konnte sie seine Krallen bestimmt schmerzhaft auf ihrer Haut spüren. «Kommst du morgen wieder hierher? Wir könnten zusammen spielen.» Plötzlich wirkte sie verlegen.

Mariella biss sich auf die Unterlippe. Sie hätte so gerne ja gesagt. Aber was würde Babbo davon halten, wenn sie mit Salvatore Forlanis Tochter spielte? Er konnte seinen neuen Chef nicht leiden. «Diesem *porco* geht es nur ums Geld», hatte er schon mehr als ein Mal gezischt, und die Falten in seinem wettergegerbten Gesicht hatten sich vertieft. «Giovanni hat immer darauf geachtet, wohin er seine Zitronen verkauft. Aber dem feinen Herrn aus der Stadt ist es egal, wenn gelber Dreck daraus gemacht wird.»

Mariella überlegte, wie sie höflich ablehnen konnte, als sie eine laute Stimme hörte, die mindestens ebenso gebieterisch klang wie zuvor die von Francesca.

«Hier bist du!» Das erhitzte Gesicht eines Jungen erschien zwischen zwei Ginsterbüschen. Er war einen ganzen Kopf größer als Mariella und bestimmt zwei Jahre älter. Mit seinen weißen,

knielangen Hosen und dem gebügelten dunkelblauen Hemd mit dem steifen Kragen war er genauso fein gekleidet wie Francesca, und er hatte die gleichen hellen Augen. Seine störrischen dunklen Locken trug er zur Seite gekämmt. Nur ganz oben an seinem Kopf standen sie ein wenig ab.

Er war schön, dachte Mariella, und sofort schämte sie sich wegen dieses albernen Gedankens. Jungen waren nicht schön. Sie waren laut, wild, angeberisch und machten nur Ärger, so wie die Jungs in ihrer Klasse.

«Mamma will mit uns nach Amalfi zum Baden fahren. Jetzt komm schon, sonst wird es zu spät dafür.» Er packte seine Schwester unsanft am Arm und zerrte sie hinter sich her. Mariella hatte er nicht einmal ins Gesicht gesehen.

Doch Francesca drehte sich nach ihr um. «Ciao!», rief sie ihr zu. «Ciao!», antwortete Mariella, und ihre Lippen fügten lautlos hinzu: «*A domani.*» Bis morgen.

Der Wind hatte sich gedreht und kam nun vom Meer her. Er wehte den Geruch von Salz zu ihr herauf und den schweren Duft der Zitronenblüten. Die Hand schüchtern erhoben, blickte Mariella den Geschwistern nach, wie sie den Pfad hinunter nach Ravello zurückliefen.

1

Lena



«Frau Sievert! Wie oft muss ich Ihnen noch sagen, dass Sie sich zum Rauchen auf die Terrasse hinausschieben lassen sollen?»
Lena, die gerade ins Zimmer getreten war, riss das Fenster auf und sah die winzige Frau mit den rot gefärbten Locken und dem dramatischen dunklen Lippenstift auf den faltigen Lippen streng an. Sie griff unter das Kopfkissen und zog einen Aschenbecher hervor. Eine zerdrückte Zigarette lag darin, und mit Sicherheit hatte er nur wenige Sekunden zuvor noch auf dem Nachttisch gestanden. Frau Sievert musste das Geräusch ihrer Birkenstocksandalen auf dem Linoleum gehört haben. Obwohl ihre Sehkraft sie immer mehr verließ: Ohren hatte sie wie ein Luchs.

«Und nun? Wollen Sie mich rauswerfen?» Trotz ihrer 89 Jahre saß sie majestätisch und kerzengerade in ihrem Bett.

«Nein.» Lena zog einen Papierkorb heran und kippte Zigarette und Asche hinein. «Aber ich möchte, dass Sie endlich begreifen, dass Rauchen auf den Zimmern kein Kavaliersdelikt ist. Es geht um die Sicherheit der Hospizbewohner. So leicht kann etwas in Brand geraten.»

«Ja und?» Frau Sievert zuckte die Achseln. «Wir müssen sowieso alle sterben.»

Lena erwiderte den trotzigen Blick der alten Dame ungerührt. «Wenn Sie so uneinsichtig sind, werde ich Ihnen heute Morgen Ihre Fingernägel wohl nicht lackieren können. Zu schade!» Sie seufzte. «Dabei habe ich im Drogeriemarkt gestern so einen hübschen hellroten Ton gekauft. Er heißt *Indian Rose*. Wenn man den Frauenzeitschriften glauben kann, ist er diesen Sommer topaktuell.»

«Es tut mir leid.» Nun hatte sich doch ein Ansatz von Schuldbewusstsein in Frau Sieverts Stimme geschlichen. «Ich muss wohl für einen Augenblick vergessen haben, dass ich nicht zu Hause bin, sondern hier. Sie wissen ja, meine Altersdemenz ...»

Lena hob belustigt den Zeigefinger. «Frau Sievert, Frau Sievert, Sie sind nicht dement, sondern ein ausgekochtes Schlitzohr. Genau wie Ihr Urenkel.»

Der siebzehnjährige Halbstarke mit den hautengen Jeans und der überlangen Ponypartie schmuggelte – entgegen den strengen Anweisungen des Pflegepersonals – einmal im Monat

Doornkaat und anderen Schnaps ins Zimmer seiner Uroma. Wo der Junge das Zeug nur immer herbekam? Da Amrum so winzig war, dass sich hier jeder kannte, war es nicht anzunehmen, dass er es im Supermarkt oder an der Tankstelle erworben hatte. Vielleicht war er auf Helgoland oder einer der Nachbarinseln gewesen und hatte es von dort mitgebracht. Lenas jüngere Schwester Zoe und ihre Freunde hatten das auch immer gemacht.

Als Frau Sievert vor ein paar Monaten ins Haus Sanskiin (was auf Friesisch *Sonnenschein* bedeutete) gekommen war, hatte niemand damit gerechnet, dass sie Pfingsten noch erleben würde. Nun war es Anfang August, und Frau Sievert rauchte und trank und tyrannisierte die Schwestern genauso wie am Tag ihres Einzugs. Früher hatte Frau Sievert in Hamburg gelebt und war dort eine berühmte Theaterschauspielerin gewesen, bis ihre Tochter sie zum Sterben auf die Insel geholt hatte. Aber bisher trotzte sie allen Prognosen.

Lena setzte sich an ihr Bett und nahm ihre Hand. An fast jedem Finger trug die alte Frau einen klobigen goldenen Ring. Unter ihrer dünnen, von Altersflecken übersäten Haut zeichneten sich Sehnen und Adern dick wie Regenwürmer ab. Sie warf einen prüfenden Blick auf den abgeplatzten Nagellack und stieß einen tiefen Seufzer aus. «Eigentlich sollte ich nach Hause gehen und mich ins Bett legen, ich bin hundemüde. Aber so können Sie heute Morgen keinen Besuch empfangen. Wenn Sie mir hoch und heilig versprechen, sich künftig zum Rauchen

auf die Terrasse hinausschieben zu lassen, will ich noch ein letztes Mal Gnade vor Recht ergehen lassen.»

«Ich bekomme Besuch! Wer kommt denn?» Die Augen der alten Frau leuchteten.

Lena zog ein Fläschchen Nagellackentferner und einen Wattebausch aus der Tasche ihres Schwesternkittels. «Herr Hinnerk hat sich angekündigt. Für zehn Uhr.» Der alte Herr kam mehrmals wöchentlich mit seinem Rollator vom nahe gelegenen Altenheim zum Hospiz herübergewackelt.

Frau Sieverts Augen wurden trüb. Lena sah ihr die Enttäuschung deutlich an. Obwohl sie sich über die Besuche ihres alten Verehrers freute, hatte sie darauf gehofft, ihre Tochter würde sich mal wieder bei ihr blicken lassen. Diese wohnte zwar kaum weiter weg als Herr Hinnerk, aber angeblich ließ ihr die Arbeit in ihrer Pension kaum Zeit, nach ihrer Mutter zu sehen. Doch Lena wusste, dass der eigentliche Grund ein ganz anderer war: Es gab nicht viele Menschen, die das Sterben aushalten konnten.

Nachdem Lena Frau Sievert die Nägel lackiert hatte – nicht ohne ihr noch einmal einzuschärfen, niemals wieder in ihrem Zimmer zu rauchen –, ging sie ins Schwesternzimmer. In dem kleinen Raum zwischen Küche und Putzkammer hängte sie ihren Kittel an den Haken, tauschte ihre weiße Hose gegen einen langen Rock und verabschiedete sich von Gritt, die zusammen mit ihr die Nachtschicht übernommen hatte.

Obwohl es mit dem Fahrrad oder dem Bus viel schneller ging, spazierte Lena bei gutem Wetter stets zu Fuß nach Hause. Ab neun Uhr füllte sich der Strand – vor allem in den Sommermonaten – dramatisch, aber um halb acht, wenn Lena ihren Heimweg antrat, waren nur wenige Menschen unterwegs, meist Spaziergänger mit Hunden. Nicht selten waren ihre Fußspuren sogar die ersten, die sich in den feuchten Sand gruben.

Trotz ihres dicken Strickmantels und des Schals, den sie sich in mehreren Lagen um den Hals gewickelt hatte, fröstelte sie, als sie mit forschen Schritten zum Deich marschierte. Es war noch nicht allzu lange her, dass das Pastellblau des Morgens die Schwärze der Nacht vertrieben hatte, und es war noch kühl. Erst auf Höhe des Quermarkenfeuers, als sie bestimmt schon fünfzehn Minuten unterwegs war, streifte sie ihre Schuhe ab und kletterte über die Dünen hinunter zum Strand. Am Nachmittag, wenn sie ausgeschlafen hatte, wollte sie mit ihrer neuesten Arbeit weitermachen: eine dreireihige Kette, deren Schmucksteine aus buntem Meerglas bestanden. Weiße und grüne Scherben fand sie ständig. Blaue Scherben dagegen waren echte Raritäten. Eine rote oder rosa Scherbe zu finden war fast schon wie ein Sechser im Lotto.

Schon von klein auf hatte es Lena fasziniert, am Meer entlangzugehen und im Spülsaum nach Treibgut zu suchen.

Ihre erste Scherbe hatte sie mit drei Jahren entdeckt. Da war sie gerade mit ihrem Papa vom Krabbenfischen zurückgekommen, und während er den Fang einholte und

anschließend die Netze kontrollierte, hatte sie am Strand nach Muscheln gesucht. Auf einmal hatte ihr zwischen Algen und Steinen etwas Grünes entgegengleuchtet. In der festen Überzeugung, einen kostbaren Edelstein gefunden zu haben, war sie zu ihrem Vater gelaufen. «Schau mal!», hatte sie gerufen und ihm andächtig ihren Schatz gezeigt. Doch er hatte nur ganz nüchtern erwidert: «Ach, das ist nur eine alte Glasscherbe. Nichts Besonderes. Wirf sie wieder ins Meer zurück!»

Nichts Besonderes! Lena hatte ihren Fund fassungslos betrachtet. Eine Scherbe, die aussah wie grünes Eis. Ihre Kanten waren von ihrem jahrelangen Bad im Salzwasser abgeschliffen. Wie konnte ein solcher Fund nichts Besonderes sein? Sie hatte die Scherbe aufgehoben und in die hölzerne Schatzkiste gesteckt, die sie zum Geburtstag bekommen hatte. Gezeigt hatte sie sie nach der enttäuschenden Reaktion ihres Vaters niemand mehr. Erst sechs Jahre später, nach dem Tod ihrer Mutter, hatte sie angefangen, den Strand systematisch nach Scherben abzusuchen, um diese zu Schmuck zu verarbeiten.

Erst nachdem Lena schon eine ganze Weile den feuchten Sand abgesucht hatte, sah sie zwischen Algen und Muscheln etwas bräunlich schimmern. Sie bückte sich und grub eine daumennagelgroße braune Scherbe aus. Sie stammte von einer Bierflasche und konnte noch nicht lange im Wasser gelegen haben, denn sie hatte noch nicht die gefrostete Oberfläche, die Meerglas erst zu etwas ganz Besonderem machte. Schade!

Heute würde sie wohl nichts mehr finden. Lena holte weit aus und warf die Scherbe in die Nordsee zurück.

Sie schlug den schmalen Pfad ein, der zwischen grasbewachsenen Dünen und einem lichten Birkenwäldchen hindurch nach Nebel führte. Nach der Trennung von Ole war sie wieder in das windschiefe Reetdachhäuschen gezogen, in dem sie aufgewachsen war und das sie sich mit ihrem Vater und ihrer Großmutter teilte.

Die Gedanken an ihr nächstes Schmuckstück nahmen sie so in Anspruch, dass sie den dunkelhaarigen Mann erst sah, als sie schon fast vor ihm stand. Er trug ein Shirt, das für die frühe Tageszeit viel zu dünn war, und Jeans mit Rissen an den Oberschenkeln. Mit seinem Fahrrad stand er ein wenig unentschlossen vor dem dicken, verwitterten Tau, das ihnen als Zaun diente und Haus und Garten von der Straße und der umliegenden Marschlandschaft trennte. In der rechten Hand hielt er einen Zettel.

«Kann ich Ihnen helfen?», fragte Lena.

2

Lena



Der Mann zuckte zusammen. Offensichtlich war er genauso in Gedanken vertieft gewesen wie sie. Wegen seiner fast schwarzen Haare und der gebräunten Haut hatte Lena zuerst vermutet, seine Augen seien ebenso dunkel, doch jetzt sah sie, dass sie von einem auffällig hellen, schimmernden Grüngrau waren. In ihrer Farbe erinnerten sie Lena an das Meer, wenn es am frühen Morgen vom ersten Licht des Tages beschienen wurde. Und er hatte unglaublich dichte, dunkle Wimpern. Der Mann kam ihr bekannt vor. Irgendwo war sie ihm schon einmal begegnet. Aber wo?

Auch er starrte sie an. Lena fiel es schwer, seinem intensiven Blick standzuhalten, und sie wiederholte ihre Frage noch einmal, dieses Mal langsamer: «Kann ich Ihnen helfen?»

Der Mann schüttelte sich kurz. Dann verzog sich sein Mund zu einem breiten Lächeln. «Das wäre schön», sagte er, und Lena horchte überrascht auf. Diesen Akzent und den melodischen Tonfall hatte sie schon lange nicht mehr gehört. Italiener verirrten sich nur sehr selten in den kühlen deutschen Norden. «Ich suche Strunwai Nummer sieben. Dort wohnt eine Familie Sanders.»

Lenas Herzschlag beschleunigte sich. «Sie wollen zu uns?», fragte sie verblüfft.

Auch der Mann hob seine dichten Augenbrauen. «Sie heißen Sanders?»

«Ja. Lena Sanders.» Obwohl es überhaupt keinen Grund dazu gab, spürte Lena, dass sie rot wurde.

«Ciao, ich bin Matteo. Matteo Forlani.» Wieder dieses gewinnende Lächeln. «Wohnen Sie hier?» Er zeigte auf das Reetdachhäuschen.

«Ja. Die Nummer sieben ist unsere Hausnummer. Nur ist das Schild beim letzten Wintersturm abgefallen, und wir vergessen ständig, es wieder zu befestigen. – Möchten Sie zu meinem Vater?» Obwohl Knut Sanders schon seit ein paar Jahren keine Ausflugsfahrten auf seinem Krabbenkutter mehr anbot, kamen hin und wieder noch Anfragen von Touristen. Auf irgendeiner Internetseite schien diese Information also noch zu stehen.

«Nein, ich ... ich möchte ...» Er zögerte, suchte offenbar nach Worten.

Oma Hilde kam, gefolgt von ihrem Dackel Friedhelm und mit einem Korb Eier in der Hand, aus dem Hühnerstall. «Huhu,

Lenchen!» Sie winkte ihr zu.

Obwohl Lena diesen Kosenamen mochte, mit dem ihre Oma sie ansprach, seit sie ein ganz kleines Kind war, wurde sie ein wenig verlegen. Und auch wegen der voluminösen Hutkreation auf dem Kopf der alten Frau. Mit dem riesigen roten Ding, das die Form einer Blüte hatte, und ihrem schicken grauen Kostüm hätte sie auch ein Pferderennen in Ascot besuchen können. Nur die Gummistiefel, ebenso knallrot, passten nicht so recht ins Bild. Den Modegeschmack von Oma Hilde als exzentrisch zu beschreiben, wäre untertrieben.

Mit forschem Schritt kam sie anmarschiert. «Du hast jemand mitgebracht. Wie schön!», rief sie entzückt, und ihr Doppelkinn bebte dabei. Seit Lena sich von Ole getrennt hatte, war sie von der ständigen Angst verfolgt, ihre Enkelin könnte als alte Jungfer enden.

«Nein. Der Mann ... er möchte nur ...» Ihr fiel auf, dass er ihr immer noch nicht verraten hatte, was er eigentlich wollte. Sie sah ihn auffordernd an.

Matteo Forlani stopfte den Zettel hastig in die Gesäßtasche seiner ausgebleichenen Jeans. «Ich möchte Eier», stieß er hervor.

Lena hob fragend die Augenbrauen.

«Ich möchte Eier kaufen.» Er zeigte mit dem Kinn erst auf das Schild am Hühnerstall und dann auf den Korb in Oma Hildes Hand. «Ich habe gehört, Ihre Eier sind die besten auf der ganzen Insel.» Er straffte die Schultern und strahlte die alte Dame an.

«Von wem haben Sie das gehört?», fragte Lena.

«Lena!», sagte Oma Hilde mahnend. «Sei nicht so neugierig. Das ist doch ganz egal.» Sie strahlte zurück. «Wie schön, dass Sie von meinen Hühnern gehört haben! Das kommt von dem guten Futter, das sie bekommen. Alles bio! Ich hoffe, das hat man Ihnen auch erzählt.»

«Natürlich. Und ich habe gehört, dass Sie die Hühner massieren und Ihnen abends etwas vorsingen», erklärte Matteo Forlani ernsthaft.

«Wirklich?» Nun wirkte Oma Hilde irritiert.

«Nein, war nur Spaß.» Er grinste.

«Sie Scherzbold! Eine alte Frau wie mich so zum Narren zu halten!» Sie schlug ihm in gespielter Empörung mit den Fingerspitzen auf den Oberarm. «Ich hätte es Ihnen fast geglaubt. Kommen Sie rein. Ich muss zwar gleich in meinen Laden, aber ein bisschen Zeit habe ich noch.»

Oma Hilde nahm ihn einfach mit ins Haus?! Lena runzelte die Stirn. Sie hätte ihm die Eier doch auch rausbringen können! Oma Hilde war viel zu vertrauensselig. Erst vor ein paar Wochen hatte Lena sie mit zwei Zeugen Jehovas am Küchentisch vorgefunden, als sie von der Arbeit heimgekommen war. Mit Hilfe von ein paar Schnäpsen hatte sie versucht, die Männer zum Katholizismus zu bekehren.

Obwohl Lena im Grunde nur noch ins Bett wollte, folgte sie ihrer Oma und dem Fremden in die Küche. Schließlich war es ihre Pflicht, sich persönlich davon zu überzeugen, dass Oma Hilde nicht Opfer eines Raubmörders wurde.

Schon im Flur strömte Lena – neben dem Geruch von frisch gekochtem Kaffee – ein köstlicher Kuchenduft entgegen. Neben einer Friesentorte stand ein frischer Marmorkuchen zum Auskühlen auf der Anrichte.

«Das riecht sehr gut!», sagte Matteo Forlani anerkennend. Dabei ließ er den Blick durch die Küche schweifen, als würde er etwas suchen.

Oma Hilde lächelte geschmeichelt. «Ich feiere morgen meinen Geburtstag.» Sie holte aus dem Küchenschrank einen Eierkarton.

«Wie alt werden Sie?»

«Achtzig.»

«*Non è vero!*» Matteo Forlanis meergrüne Augen wurden groß. «Ich dachte, Sie sind erst fünfundsechzig! Höchstens.»

Lena konnte sich ein Lachen nicht verkneifen angesichts dieser offensichtlichen Schmeichelei. Die war auch Oma Hilde nicht entgangen.

«Sie übertreiben maßlos, junger Mann», sagte sie streng. Trotzdem war ihr Teint rosa geworden.

«*No, no*, ich meine es ernst. Bestimmt haben Sie viele Verehrer», sagte er charmant. Lena merkte ihm jedoch an, dass er nicht ganz bei der Sache war.

Oma Hilde fiel das nicht auf. «Viele nicht. Aber ein paar Interessenten gab es schon», sagte sie würdevoll. «Als mein Wilko mich verlassen hat, war ich erst Ende fünfzig.»

«Machen Sie eigentlich Urlaub auf Amrum?», fragte Lena. Sie zerbrach sich immer noch den Kopf darüber, wo sie diesen

Mann schon einmal gesehen hatte.

«Ja, Urlaub, genau», sagte Matteo Forlani eine Spur zu schnell. «Viel Stress bei der Arbeit und so.» Er machte eine vage Handbewegung.

«Was machen Sie denn beruflich?», wollte Oma Hilde prompt wissen.

«Ich bin *dottore*! Für Kinder.»

Kinderarzt! Damit hatte Lena nicht gerechnet. Eher mit Eisverkäufer, Sänger, Pizzabäcker, Rettungsschwimmer ... Beschämend, was für Klischees sie im Kopf hatte!

Noch peinlicher war jedoch das, was Oma Hilde jetzt sagte. «Ach!», trompetete sie los. «Das trifft sich ja gut. Meine Enkelin ist Krankenschwester.»

«Oma!», rief Lena empört. Oma Hilde war wirklich unmöglich.

Aber Matteo Forlani lachte nur. Ihn schien etwas anderes viel mehr zu beschäftigen. Noch immer wanderte sein Blick suchend umher.

Jetzt hatte auch Oma Hilde das bemerkt. «Wie viele möchten Sie denn?», kam sie widerwillig auf den eigentlichen Anlass seines Besuchs zu sprechen.

Matteo Forlani war es anscheinend entfallen, denn er fragte verwirrt: «Was meinen Sie?»

Oma Hildes linke Augenbraue schnellte in die Höhe. «Na, wie viele Eier, mein Junge. Was sonst?»

«*Claro*! Sechs. Sechs sind genug.»

«Ich gehe und hole sie Ihnen. Ich finde, sie sind besser, wenn sie nicht ganz frisch aus dem Stall kommen.» Oma Hilde verschwand in Richtung Hauswirtschaftsraum.

«Möchten Sie einen Kaffee?», erkundigte sich Lena. Dass sie auf einmal mit Matteo Forlani allein war, machte sie nervös.

«Gerne.» Er trat näher an das Foto heran, das über dem Esstisch hing.

Ein bunter Fallschirm war darauf zu sehen, an dem eine kleine schwarze Gestalt hing, und der Himmel war von einem unglaublich intensiven, tiefen Blau.

«Sind Sie das auf dem Foto?»

«Nein, meine Schwester.» Lena nahm die Kanne aus der Kaffeemaschine.

«Ich würde auch gerne mal Fallschirm springen.» Matteo Forlani lächelte und richtete seine Aufmerksamkeit noch einmal auf das Bild.

Das wiederum gab Lena die Möglichkeit, ihn ein wenig näher zu betrachten. Er sah gut aus. Nicht klassisch schön, dazu war sein Gesicht eine Spur zu kantig, die Nase etwas zu breit. Aber er hatte etwas Besonderes an sich. Die dunklen Haare. Die seltsam hellen grünen Augen. Die hohen Wangenknochen, neben denen sich bereits wieder ein Schatten zeigte, obwohl er sich bestimmt heute Morgen erst rasiert hatte. Seine Unterlippe war ein bisschen breiter als die Oberlippe, was ihm ein leicht schmollendes Aussehen verlieh ...

Auf einmal schaute er Lena direkt an. «Das ist ein wirklich schönes Foto!», sagte er.

Und das sind wirklich schöne Augen!, dachte Lena, und plötzlich waren da eine ganze Menge Schmetterlinge in ihrem Bauch. Lena hatte gedacht, die seien längst weggeflogen. In wärmere Gegenden ...

Das Nächste, was sie spürte, war ein stechender Schmerz. Sie schrie auf und griff sich an die Hand. Die Kaffeekanne fiel auf den Küchenboden und zerbrach dort klirrend.

«Schnell! Sie müssen das kühlen.» Matteo Forlani zog sie über die Scherben hinweg zur Spüle.

Weil Lena immer noch wie paralysiert auf die rote Stelle an ihrem Unterarm starrte, schob er den Ärmel ihres Wollmantels nach oben, drehte den Hahn auf und hielt ihre Hand unter das Wasser. Es war kalt und tat im ersten Moment so weh, dass sie nach Luft schnappte. Erst jetzt realisierte Lena so richtig, was passiert war: Sie war so in Matteo Forlanis Augen versunken gewesen, dass sie den heißen Kaffee über ihren Handrücken anstatt in die Tasse gegossen hatte. Peinlich! Sie musste ihn angeschmachtet haben wie ein Teenagermädchen.

«Es geht schon wieder. Ich muss die Scherben wegkehren.» Betreten wollte sie ihre Hand unter dem Wasserstrahl wegziehen, doch Matteo Forlani ließ es nicht zu.

«Warten Sie noch einen Augenblick!»

Wieder schaute er ihr in die Augen, und auf einmal fühlte sie nicht mehr den pochenden Schmerz, der ihr gerade noch den Atem geraubt hatte, sondern nur noch den sanften und doch festen Druck seiner Finger auf ihrer Haut und seinen Atem, der sie warm an der Schläfe traf. Er stand so dicht vor ihr, dass sie

die winzigen goldenen Sprenkel in seinen graugrünen Augen sehen konnte und den kleinen runden Leberfleck unter der rechten Augenbraue. Seine Lippen waren leicht geöffnet ...

«Ach du liebe Güte! Was ist denn hier passiert?», rief Oma Hilde, die mit einer Palette Eier in die Küche zurückkehrte.

Matteo Forlani ließ ihre Hand abrupt los. «Ihre Enkelin ... der Kaffee», begann er.

«Mir ist die Kanne aus der Hand gefallen, und ich habe mich verbrannt», beendete Lena den Satz und trat hastig einen Schritt zurück.

Oma Hilde schaute ein paarmal zwischen Lena und Matteo Forlani hin und her. «Dir ist die Kanne aus der Hand gefallen? Einfach so?»

Nein! Nicht einfach so. Lena nickte.

«Lass mal sehen!» Oma Hilde warf einen Blick auf ihre Hand. «Ich hole dir eine Brandsalbe und einen Verband.»

Lena schüttelte den Kopf. «Fürs Erste reicht mir ein nasses Handtuch.» Sie war immer noch total durcheinander. Auf gar keinen Fall wollte sie schon wieder mit Matteo Forlani allein sein. Schnell zerrte sie mit ihrer unverletzten Hand ein Geschirrtuch vom Haken und hielt es unter den Wasserstrahl. Dann presste sie es auf die verbrannte Haut. Hoffentlich bescherte es ihr auch an anderen Körperstellen Abkühlung! Garantiert hatte ihr Kopf die Farbe von Oma Hildes Gummistiefeln angenommen.

«Es geht schon wieder!», sagte sie zu ihrer Großmutter, und als diese nicht aufhörte, sie zu mustern, setzte sie nach:

«Wirklich! Und ich muss es wissen, ich bin schließlich Krankenschwester.»

«Auf dem Weg hierher bin ich an einer großen Klinik vorbeigekommen. Arbeiten Sie dort?» Matteo Forlani schien ebenso erpicht darauf wie sie, das Gespräch von dem Zwischenfall wegzubringen.

«Nein, ich arbeite in einem Hospiz in Norddorf», antwortete sie. «Ich kümmere mich um Menschen, die sterben müssen», fügte sie auf Italienisch hinzu, als er fragend die Stirn runzelte.

«Sie sprechen italienisch!», rief er erfreut. Alle Verlegenheit war fort, und er sah auf einmal so glücklich aus wie Dackel Friedhelm, wenn er vollkommen unerwartet ein besonders saftiges Stück vom Sonntagsbraten abbekam. «Wie kommt es, dass Sie meine Muttersprache beherrschen?»

«Meine Mutter war Italienerin. Ich bin zweisprachig aufgewachsen», erklärte Lena.

Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht so schnell, wie es gekommen war. «*War?*»

«Ja. Sie ist schon lange tot.»

«Was ist mit ihr passiert?», brach es aus ihm heraus.

Da Lena über seine heftige Reaktion zu verduzt war, um gleich zu antworten, tat es Oma Hilde für sie. «Unsere Mariella ist vor fast zwanzig Jahren im Meer hinausgeschwommen und niemals zurückgekehrt. Ein schreckliches Unglück. Aber davon lassen wir Inselfrauen uns nicht unterkriegen, nicht wahr, Lenchen?» Sie tätschelte Lena die Hand. «Ist was mit Ihnen?»

Sie merkte wohl jetzt erst, wie blass Matteo Forlani unter seiner Sonnenbräune geworden war.

«*No, no*. Das tut mir nur so leid für Ihre Familie. Und ...», er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, «ich muss los. Ich hatte ganz vergessen, dass ich noch verabredet bin. Wie viel bekommen Sie für die Eier?»

«Einen Euro fünfzig», sagte Oma Hilde. Sie schien über diesen plötzlichen Aufbruch genauso verwundert zu sein wie Lena.

Matteo Forlani zog die Geldbörse aus der Gesäßtasche seiner Jeans, reichte ihr ein paar Münzen und griff nach dem Eierkarton.

«Warten Sie, ich bringe Sie noch zur Tür», rief Oma Hilde.

Doch er hatte bereits mit schnellen Schritten den Hausflur durchquert und war auf dem Weg nach draußen. Dort schwang er sich auf sein Fahrrad, das er vor der Gartentür auf dem Gehweg abgestellt hatte.

«Ciao! Und denken Sie daran, die Brandsalbe aufzutragen», rief er Lena noch einmal zu, bevor er mit dem Eierkarton in der Hand etwas wacklig, aber in rasantem Tempo davonradelte. Das Schild mit der Aufschrift «Hotel Weiße Düne», das seitlich am Gepäckträger befestigt war, klapperte im Wind.

«Ich hätte ihm auch eine Tüte gegeben, wenn er mich danach gefragt hätte!», sagte Oma Hilde, die auf ihren kurzen dicken Beinen den Garten ein wenig später als Lena erreichte. Sie sah dem Italiener nach. «Ob ihm das ganze Gerede über tote Menschen zu viel wurde? Dein Opa tot, deine Mutter tot, du

arbeitest in einem Hospiz ... Vielleicht hatte er Angst, sich anzustecken.» Sie zuckte die Achseln. «Nun ja. Ich sollte mich jetzt auf den Weg zum Laden machen. Und heute Nachmittag muss ich noch ein Blech Donauwellen und einen Streuselkuchen backen. Achtzig Jahre. Ist das denn zu fassen? Wo ist nur die Zeit geblieben?»